

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Sichelmondleben**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 2004**

5 Der Schalter, hinter dem Papa normalerweise stand, war geschlossen

# Der Schalter, hinter dem Papa normalerweise stand, war geschlossen.

Der Schalter, hinter dem Papa normalerweise stand, war geschlossen. Verena kniff die Augen zusammen. Es war Donnerstag und ausgemacht, dass sie Papa von der Bank zu einem gemeinsamen Mittagessen abholen sollte. Donnerstag war ihr Vatertag. Mit Dietmar traf Papa sich am Samstag. War Papa krank geworden? Verena ärgerte sich. Dann hätte er sie verständigen sollen, und sie wäre gleich in die Wohnung gegangen. Seit die Bank vergrößert und umgebaut worden war, war sie ihr noch unsympathischer: Ein riesiger, hoher Raum, viel Glas und grauer Stein, sehr elegant und sehr kalt. Die Angestellten passten genau hinein. Sie waren modisch gekleidet, die Damen trugen Schmuck, die Herren Krawatten und alle ein unverbindliches kühles Lächeln im Gesicht. Paps hätte sich an einem weniger aufgemotzten Arbeitsplatz bestimmt besser gefühlt. Verena wandte sich dem übernächsten Schalter zu. Der Mann war ziemlich alt, hatte gebeugte Schultern, braune Augen und grau melierte Haare. Er schien ihr etwas umgänglicher zu sein als die anderen.

»Entschuldigung, wissen Sie vielleicht, wo ich meinen Vater finden kann? Herbert Binder?«

1  
2  
3  
4  
**5**  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20

»Ach, du bist die Tochter? Ich habe dich noch nie gesehen.«  
»Es ist auch erst das zweite Mal, dass ich meinen Papa abholen komme. Am Donnerstag geht es sich mit der Schule am besten aus. Wir wollten zusammen essen gehen. Und jetzt ist er nicht da. Dabei hat er –« Verena fuhr sich mit der Hand zum Mund. Sie redete wieder einmal zu viel.  
Der Mann schaute zum leeren Schalter hinüber. Er kratzte sich am Kinn. Dann legte er den Kopf schief. Räusperte sich. Schließlich sagte er: »Weißt du was, ich werde mit dir Mittagessen gehen. Die Bank schließt in drei Minuten. Wir setzen uns ins Café Heiner, wo wir in Ruhe reden können. Übrigens, ich heiße Nunar.«  
»Ich bin die Verena. Aber warum können Sie mir nicht hier sagen, wo Papa ist? Muss er vielleicht in einer anderen Filiale aushelfen?« Paps wurde immer wieder in anderen Zweigstellen eingesetzt. Einmal, da war Verena noch klein gewesen, hatte er einige Zeit in der Bank am Flughafen gearbeitet. Das hatte sie und Dietmar ungemein beeindruckt. Herr Nunar drückte ein paar Tasten an seinem Computer, dann sagte er. »Geh du vor und bestell dir ein Cola oder sonst was. In spätestens zehn Minuten bin ich dort.«  
Das Café Heiner war im gleichen Gebäude untergebracht. Es war eigentlich eine kleine Imbissstube, in der die Angestellten der Umgebung mittags gerne einen Toast oder eine Schüssel Salat verspeisten. Noch war das Lokal schwach besetzt. Verena wählte einen Tisch am Eckfenster. Obwohl draußen die Sonne schien, brannten alle Deckenlampen, und an den Wänden leuchteten elektrische Kerzen. Die Kellnerin, ganz in Schwarz und Weiß gekleidet,

kam herangeschlendert. Verena bestellte ein Glas Apfelsaft. Von ihrem Platz aus konnte sie den Eingang der Bank sehen. Ein sonderbarer Typ, Papas Kollege. Wo blieb er übrigens? Sie schaute auf die Uhr. Eine Viertelstunde war schon vergangen, der Apfelsaft ausgetrunken. Verena beschloss, noch fünf Minuten zu warten und dann zu gehen. Sie konnte einen Sprung zur alten Wohnung machen. Das hätte sie besser gleich getan, dann wüsste sie jetzt schon, was mit Papa los war.

»Entschuldige, es hat doch etwas länger gedauert!«

Der Typ stand vor ihr. Sie hatte ihn nicht aus der Bank treten sehen. Da gab es wohl einen Hinterausgang. Er setzte sich ihr gegenüber.

»Hallo, Conny!« sagte er. Die Kellnerin war an ihren Tisch gekommen. »Ich möchte einen Cappuccino. Und du? Noch einen Apfelsaft?«

»Lieber ein Cola.«

»Möchten Sie auch was zu essen, Herr Nunar?«

»Klar, ich bin halb verhungert. Was habt ihr denn heute?« Conny ratschte eine lange Liste von diversen Toasts, Pizzas und Salaten herunter.

»Habt ihr wieder diese Torte von letzter Woche? Die mit den vielen Schichten, und jede hat eine andere Farbe?«

»Den Heiner-Baumstamm? Haben wir!«

»Nimmst du auch ein Stück davon? Schmeckt gut.«

Verena nickte. Sie wünschte, der Mann würde endlich mit ihr reden. Ihr sagen, was mit Papa los war. Oder wusste er das selber nicht und hatte sie nur hierher gelockt, damit er seinen komischen Baumstamm nicht allein essen musste?

»Also, Conny, zwei Stück Torte. Und den Cappuccino ordentlich heiß, ja?«

Die Kellnerin verschwand Richtung Theke. »Du bist also die Tochter von Herbert? Die Älteste?«

Verena versuchte, ihre Ungeduld zu zügeln. »Nein, die zweite. Aber bitte, sagen Sie mir endlich, wo mein Vater ist.«

Herr Nunar stützte beide Hände auf die grau geäderte Marmorplatte. »Genau weiß ich es auch nicht. Ich denke, er ist zu Hause. Vielleicht ist er wieder« – er stockte einen Augenblick, – »vielleicht ist er wieder abgestürzt.«

Abgestürzt! Für Mama bekam Papa Anfälle, für Herrn Nunar stürzte er ab.

»Dein Vater ist heute bereits das zweite Mal innerhalb von vierzehn Tagen nicht zur Arbeit gekommen. Ich weiß, dass deine Mutter ausgezogen ist. Er hat es mir erzählt. Er und ich sind, nun ja, wir sind vielleicht nicht richtig befreundet, aber wir verstehen uns gut. Eigentlich verstehe ich mich mit ihm besser als mit all den anderen Kollegen.« Er verstummte. Conny war gekommen und lud Kuchen und Getränke ab. Auf dem Cappuccino leuchtete eine schneeweiße Haube, braun gesprenkelt von Kakaostaub. Die zahlreichen Schichten der Torte prunkten in allen Farben. Herr Nunar wartete, bis die Kellnerin die Köstlichkeiten ausgeteilt und ihnen wieder den Rücken gekehrt hatte.

»Dein Vater hat es bestimmt nicht leicht in seinem Leben. Besonders schwer aber waren die letzten Wochen für ihn.« Für Mama waren sie noch schwerer gewesen. Und für Sabine, die seinetwegen nach Frankreich gegangen war, für

Dietmar und für sie selbst. Aber Verena sprach ihre Gedanken nicht aus. Dieser Mensch hier kapierte anscheinend überhaupt nichts. Bestimmt lebte er ein geordnetes, ruhiges Leben, ohne Streit und Hass, ohne Gewalttätigkeit und Misshandlungen.

»Wir alle stehen unter großem Druck in der Bank. Es gibt finanzielle Einbrüche. Die Direktion sucht den Grund bei den Mitarbeitern. Es wird rationalisiert werden. Wir müssen mit Entlassungen rechnen.« Er heftete seine braunen kummervollen Augen auf ihr Gesicht. »Ich kann deinen Vater gut verstehen.«

»Aber Papa hat, er hat doch –«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Herr Nunar. »Das ist es ja. Er hat es mir erzählt. Es tut ihm sehr Leid. Das kannst du mir glauben.«

»Leid getan hat es Papa immer. Nachher.«

»Ich habe heute früh etliche Male bei ihm zu Hause angerufen. Er hat sich nicht gemeldet. Dem Personalchef habe ich gesagt, er lasse sich entschuldigen, er liege mit Migräne im Bett. Arbeitsunfähig.«

Herr Nunar nahm den letzten Schluck aus seiner Tasse.

»Verena, ich glaube, wir sollten schauen, was los ist. Hast du einen Wohnungsschlüssel?«

Verena verneinte. Als sie ausgezogen waren, hatte sie, wie Dietmar, den eigenen Schlüssel zurückgelassen. Mutter besaß ihren noch.

»Nun, wir können läuten. Vielleicht reagiert dein Vater darauf.«

Im Wohnblock Edergasse kannte praktisch jeder jeden. Als

Verena mit Herrn Nunar die Stiege zum ersten Stock hinaufstieg, öffnete sich die Tür der gegenüberliegenden Wohnung, und Frau Weißbach streckte den Kopf heraus. Frau Weißbach hatte immer hier, in ihrer Nachbarschaft, gewohnt. Vor ein paar Jahren war sie in Pension gegangen und hatte seither viel Zeit, die sie unterschiedlich nutzte. An Schön-Wetter-Tagen ging sie mit ihren Clubfreunden wandern, an Regentagen lud sie die Kinder im Haus zu Bastelnachmittagen ein. Kein Wunder, dass sie von allen geschätzt wurde.

»Verena, du bist wieder da? Wie geht es dir? Deine Mutter hat mir nichts gesagt von eurem Weggehen. Erst als ich mir die Zickzackschere von ihr ausleihen wollte, habe ich es erfahren. Von deinem Vater.« Ein leiser Vorwurf klang in ihrer Stimme mit.

Verena murmelte etwas von »überraschend schnell gegangen, Mama anderswo Arbeit und Wohnung bekommen« und bemühte sich um ein Lächeln. Herr Nunar aber zog höflich seinen Hut, deutete eine kleine Verbeugung an und fragte, ob die Frau Nachbarin heute schon Herrn Binder gesehen hätte. Nein, hatte sie nicht. Leider. Sie blieb unter der Tür stehen und beobachtete, wie Verena auf die Tür-glocke drückte. Es rührte sich nichts. Sie läutete noch einmal, zweimal. Endlich hörte sie Schritte, ein Klappern, ein Schlüsselbund fiel zu Boden, der Riegel wurde zurück-geschoben, und die Tür geöffnet.

Verena erschrak. Der Vater trug noch den Pyjama, sein Gesicht war unrasiert, die Haare fielen ihm in die Stirn. »Ach, du bist es, Verena! Und du, Urs! Wieso kommt ihr

denn zu mir in die Wohnung?» Er verstummte, starrte die zwei Besucher an und schüttelte den Kopf.

Hinter der gegenüberliegenden Tür war ein Geräusch zu hören. »Wir sollten nicht länger hier herumstehen, Paps«, sagte sie.

»Klar, klar, kommt herein, nur hereinspaziert. Herein in die gute Stube.«

Nun war sie also in der alten Wohnung gelandet. Verena hatte nicht vorgehabt, mit Paps dorthin zu gehen. Seit der Übersiedlung war sie nicht mehr in dieser Wohnung gewesen. Sie wollte, wie schon den Donnerstag vorher, mit ihm eine Kleinigkeit essen gehen. Eine Pizza vielleicht oder einen Toast. Die Mittagspause mit ihm verbringen und dann wieder nach Innerau fahren. Das war so ausgemacht zwischen Mama, Paps und ihr selbst. Einmal die Woche ein paar Stunden zusammen verbringen und das für ein halbes Jahr. Danach wollte man weitersehen.

Paps hatte eine Fahne, unüberriechbar. Also hatte Herr Nunar Recht gehabt mit seiner Vermutung. Nun allerdings schien er halbwegs nüchtern zu sein. Mit betont aufrechtem Rücken strebte er Richtung Küche, stoppte jedoch vor dem Badezimmer und drehte sich kurz um. »Entschuldigt mich einen Augenblick. Zieh mir schnell den Bademantel über. Geht nur inzwischen vor.«

»Wollt ihr Tee trinken?«, fragte er, als er kurz nach ihnen die Küche betrat.

Herr Nunar schüttelte den Kopf. »Danke, ich nicht. Ich muss gleich in die Bank zurück.«

»Die Bank, ach ja. Die Bank.« Herbert strich sich die Haare

aus der Stirn. »Ich hätte heute früh wohl auch in die Bank gehen müssen. Weiß gar nicht, was los war, heute. Habe einfach den Wecker nicht gehört. Vielleicht habe ich ihn auch nicht gestellt. Ist spät geworden gestern Nacht.« Er schüttelte den Kopf, als wundere er sich selbst über die absurde Situation. Er im Schlafrock, der Kollege Nunar mit seiner Tochter hier in der Küche, und beide warteten und starrten ihn an, als ob er ihnen eine Erklärung schuldig wäre.

Verena spürte, wie der Ärger in ihr hochstieg. »Gehst du wenigstens jetzt am Nachmittag zur Arbeit?« Ihre Stimme klang schärfer als beabsichtigt. Herbert zuckte zusammen. Hilfos hob er die Hände. »Weiß nicht recht. In diesem Zustand? Ich glaube, das bringt nichts. Du weißt ja – « Er stockte. Dann gab er sich einen Ruck und sagte: »Ich rufe im Büro an und bitte einfach um einen Tag Urlaub. Vielleicht akzeptieren die das, dass ich mir einen Urlaubstag nehme.«

»Nicht nötig, Herbert«, sagte Herr Nunar. »Ich habe dem Chef gesagt, dass du mit Migräne im Bett liegst. Du weißt ja, in unserem Beruf, bei einer Bank, da legt man größten Wert auf Verlässlichkeit. Auf – auf seriöse Lebensführung. Morgen solltest du unbedingt wieder fit sein.«

Verena verstand. Es war eine von Mamas ständigen Sorgen, dass Paps seine Arbeit verlieren könnte, wenn der Direktor von Paps Gewalttätigkeiten oder seinen gelegentlichen Alkoholexzessen erfuhr. »Wenn du die Arbeit verlierst, sind wir auch aufgeschmissen!«, sagte sie. Ihr Zorn ließ sie alle Rücksicht vergessen. »Mama verdient nicht so viel, dass wir ohne dein Geld leben könnten.«

»Wenn sie nicht ausgezogen wäre, hätten wir alle mehr Geld. Und mir ginge es besser. Psychisch, meine ich.«

Sie standen sich gegenüber. Vaters Haare, noch immer zerzaust, sein Gesicht stoppelig, die Augen verquollen, die Wangen eingefallen – die helle Nachmittagssonne verbarg nichts.

»Du trinkst jetzt erst einmal einen ordentlichen Kaffee, Herbert. Du wirst sehen, dann schaut die Welt gleich freundlicher aus«, sagte Herr Nunar.

Herbert wandte seinen Blick ab. »Danke, Urs, du verhältst dich sehr kollegial. Morgen bin ich pünktlich zur Stelle.«

»Besorg dir ein ärztliches Attest«, riet Herr Nunar. »Sicher ist sicher. Und nun muss ich los. Höchste Eisenbahn!«

Er lächelte Verena verschwörerisch zu. So, als wollte er sagen: »Nur Mut. Du schaukelst das schon.« Aber Verena wäre auch gerne weggelaufen. Die Türe hinter sich zugeschlagen, zum Bahnhof gerannt, in den Zug nach Innerau gestiegen.

Mit etwas Glück könnte sie zu dieser Zeit allein in der Wohnung sein. Keine Mama, kein Dietmar, die Fragen stellten. Sie würde sich auf das Bett werfen, eine CD auflegen, nur dem Rhythmus lauschen und an nichts, an gar nichts denken. Natürlich tat sie das nicht. Aber länger als eine halbe Stunde wollte sie auf keinen Fall bleiben.

»Ich fahre mit dem Zug um drei Uhr achtundfünfzig«, sagte sie.

»Recht umständlich, diese dauernde Fahrerei«, sagte Herbert. »Wenn deine Mutter bei mir geblieben wäre –« Verena fuhr so abrupt auf, dass Herbert verstummte.

Schweigend starrten sie sich an. Schließlich senkte der Vater die Augen. Er machte einen Schritt auf sie zu und sagte leise: »Weißt du, Verena, ich habe viel gelernt in diesen drei Wochen, seit ich allein hier lebe. Ich, ach, Verena« – er unterbrach sich wieder, suchte nach einer neuen Erklärung, hob schließlich hilflos die Hände. »Ist ja sowieso alles absurd. Total absurd.«

Plötzlich empfand Verena Mitleid mit ihrem Vater. Er selbst hatte nicht darüber geredet, aber Mama hatte erzählt, dass er in einem Heim aufgewachsen war, ohne Eltern, ohne Familie. Und immer seine schwere Kindheit als Entschuldigung hergenommen hatte für seinen labilen Charakter. Sabine hatte dieses Argument nie gelten lassen: »Jeder erwachsene Mensch ist für sein Handeln selbst verantwortlich.«

»Hast du etwas zum Essen hier, Paps? Soll ich dir schnell ein Omelette braten?«, fragte Verena. Fett, Eiweiß und Kohlehydrate neutralisierten die Wirkung des Alkohols. Außerdem musste sie etwas tun, um aus dieser unmöglichen Situation herauszukommen. Plötzlich jedoch schoss es ihr siedend heiß durch den Kopf, und dieser Gedanke verdrängte das Mitgefühl für ihren Vater. Was, wenn sich Paps an einem der Dietmar-Vatertage betrinkt? Sie konnte damit irgendwie fertig werden, aber Dietmar? Konnte man Dietmar dem Vater überhaupt noch anvertrauen? Es war, als wären Herberts Gedanken in dieselbe Richtung gegangen.

»Verena, hör zu. Ich möchte nicht, dass du deiner Mutter von, nun, von heute Mittag erzählst.«

»Sie wird mich aber fragen, was wir gemacht haben. Soll ich sie vielleicht anlügen?« Verena schaltete auf stur.

»Also, Verena, stell dich nicht so an. Du kannst mir nicht erzählen, dass du deiner Mutter oder mir immer die volle Wahrheit gesagt hast. Du erzählst ihr einfach, dass du bei mir in der Wohnung warst und dass ich starke Kopfschmerzen hatte. Das andere, das lässt du einfach aus.«

Herbert machte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen, wechselte den Filter und füllte frisches Pulver ein. Dann drehte er sich abrupt um. »Wenn du ihr erzählst, dass ich heute nicht in der Bank war und warum, dann krieg ich wieder Vorwürfe zu hören. Und womöglich macht sie mir noch Schwierigkeiten mit Dietmar.«

»Dietmar kommt nicht allein zu dir. Du musst ihn in Innerau abholen. Und wenn du nicht nüchtern bist, lässt Mama ihn nicht mit dir gehen«, sagte Verena trocken. »Bestimmt nicht. Nur – an seinem Nachmittag darfst du nichts trinken. Absolut nichts.«

Herbert klapperte mit Tassen und Löffeln herum. Der Duft nach frisch gebrühtem Kaffee erfüllte die Küche. So hatte es an den Sonntagmorgen immer gerochen, nach Kaffee und dazu noch nach Kakao und Kuchen und nach Mamas Duschlotion und dem Rasierwasser von Paps.

»Verena, glaubst du, ich weiß nicht, dass ich mich beschissen aufführe? Dass es mir nicht Leid tut? Aber Gerlinde ist auch schuld. *Sie* wollte ihr eigenes Leben leben. *Sie* ist ausgezogen.«

Auf einmal fühlte Verena sich unendlich müde. Das war es, was Sabine immer behauptete. Im Grunde suchte Papa

die Schuld immer bei den anderen. Sie hatte einfach keine Kraft mehr, Paps die Wahrheit ins Gesicht zu schreien: Mama ist ausgezogen, weil du getrunken hast. Immer und immer wieder, trotz aller Versprechungen. Und weil du sie geschlagen hast in deinen Räschen. Und immer Besserung geschworen, aber die Schwüre nie gehalten. Nie. Nie. Sie drehte sich um und stürmte hinaus. Beinahe wäre sie mit Frau Weißbach zusammengeprallt, die vor der Tür stand und offensichtlich im Begriff war, anzuläuten.

»Schau, Verena, hier, das ist für Dietmar. Eine Kiste für seine Schätze. Wir haben sie letzte Woche gebastelt. Das Wetter war ja miserabel. Die Kinder und ich auch, wir wollten Dietmar eine Freude machen. Wir vermissen ihn sehr.«

Sie streckte Verena eine kleine, bunt bemalte Schachtel aus Spanholz entgegen. »Oh, die ist aber hübsch«, sagte Verena. »Dietmar wird sich freuen. Danke!«

»Ist dein Papa krank?«, fragte Frau Weißbach? »Hat ihn auch die Grippe erwischt? Ich könnte für ihn einkaufen gehen.«

»Nein, nein, danke vielmals. Er hat nur wieder zu viel gesoffen!«, stieß Verena zwischen den Zähnen hervor und ließ die verblüffte Frau Weißbach in Verwirrung zurück.